

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 241.

Dienstag, 15. Oktober.

1929.

(Schluß.)

Wettlauf um Ellinor.

Roman von Senta Nedel.

(Nachdruck verboten.)

17.

Nur langsam fand sich Ellinor zum Leben zurück. Sie hatte noch immer das Gefühl, als tappte sie durch einen rauchgefüllten Schacht und könnte kein Ende finden.

Aber langsam kam das Bewußtsein zurück. Sie lag auf einem breiten Diwan und ihre Hände griffen in eine weiche seidene Dauendende.

Ein wenig müde war sie noch, als sie jetzt langsam den Kopf hob und sich umschauten.

Sie war allein in einem großen Zimmer mit kostbaren, schweren Möbeln.

Ellinor kannte das Zimmer nicht, sie wußte nicht, wie sie hierher gekommen war, sie wußte nicht, wo sie sich befand.

Langsam setzte sie sich auf. Ihr Kopf schwankte noch unsicher hin und her, sie hatte das Gefühl, als ob er mit einem dünnen Faden an den Körper gebunden sei und sie hatte noch gar keine Gewalt über ihn.

Nach und nach wurde dieses Gefühl besser.

Ellinor setzte sich langsam auf und sah sich um.

Das Zimmer hatte ein weites großes Fenster, das auf einen Park hinausging, kein Auto tutete, keine Hochbahn ratterte.

Die Tür zum Nebenzimmer war nur angelehnt.

Ellinor wollte sich erheben, aber es ging noch nicht recht. Eine ungeschickte Bewegung warf ein Zigarettenetui, das auf einem Stuhl gelegen hatte, zu Boden.

Die Tür zum Nebenzimmer öffnete sich.

War das Wirklichkeit, oder war es vielleicht doch ein Fiebertraum; Ellinor lag ganz still, um den Traum nicht zu verscheuchen.

In der Tür stand George Wellton.

Aber es war nicht der George, den sie zuerst kennen gelernt hatte, dieser unbeschwerliche, ein wenig leichtsinnige George, der die Welt im Sturm eroberte, so wie sie ihn zuerst gesehen hatte im Express Philadelphia-New York.

Der Mann, der sich in unendlicher Järtlichkeit über sie beugte, war in diesen wenigen Stunden älter und reifer geworden.

„Wie geht es, Liebes, hast du noch Schmerzen?“

Ellinor lächelte:

„Es ist so schön, George, bin ich sehr krank, habe ich hohes Fieber oder ist alles Wirklichkeit, was ich sehe?“

George streichelte leise Ellinors Hände.

„Du mußt ganz ruhig sein, es ist alles gut, du mußt dich nicht fürchten, ich bleibe jetzt bei dir!“

Ellinor legte sich wie ein artiges, müdes Kind in die Kissen zurück. Es war so unendlich schön, ganz still zu liegen und zu wissen, daß der liebste Mensch bei ihr war.

George barg die linke Hand auf dem Rücken.

Ellinor hatte es gesehen.

„Was ist, bist du verwundet?“

„Eine kleine Schramme, nicht der Rede wert, irgend ein dummer Glassplitter, der da in dem Schacht herumläuft, bei dem Rauch konnte man ja nicht sehen, wohin man sieht!“

Erschrocken hielt er inne, denn Ellinor hatte sich stell ausgerichtet.

„So ist es doch wahr gewesen, daß du mich herausgeholt hast, aus dem schrecklichen Qualm, ich dachte, ich hätte geträumt!“

Aber George strich beruhigend über ihre Hände:

„Nun wollen wir gar nicht mehr an all das Schreckliche denken, es ist ja alles noch gut gegangen, keinem ist etwas passiert, du mußt nicht zurücksdenken, nur vorwärts, was vor uns liegt, ist unendlich schön!“

Ellinor lächelte. Sie war am Ziel, sie wußte nicht mehr, was sie noch erreichen wollte.

Sie besinnt sich langsam auf sich. Nun ist aus allem doch noch ein happy end geworden. Aber gibt es eigentlich ein happy end? Lebt man eigentlich nicht immer in einem Meer von Gefühlen, geht es nicht immer wie auf Wellen hinauf und hinunter.

Eben trägt einen noch ein Wellenkamm auf den höchsten Gipfel des Glücks und schon neigt man sich wieder dem Wellental zu.

„George, ich habe meine Aufgabe noch nicht erfüllt!“, sagte Ellinor, aber ihre Stimme klang etwas müde.

Es graute ihr, wieder hinaus zu müssen in das hastende und brodelnde New York, in das Getriebe mit den vielen Menschen, den tutenden Autos und den donnernden Hochbahnen.

Sie hatte Angst vor den Menschen bekommen, sie dachte noch immer an die leuchtenden Gestalten im verquälmt Tunnel der Untergrundbahn, wie einer den anderen beiseite stieß und jeder nur an sich dachte. So war es immer im Leben, so waren alle Menschen, es gab keine Ausnahmen.

Aber hier im Zimmer war es so schön still, hier konnte man austohen und an nichts denken, aber es durfte nicht sein.

Wenn man eine Aufgabe übernimmt, so muß man sie ganz tun, halbe Sachen hatten gar keinen Zweck.

„George, ich muß noch einmal unter die Menschen, es hilft nichts, man muß seinen Weg bis zu Ende gehen! Heute ist der letzte Tag, heute verschenke ich die 100 000 Dollar!“

„Ich verstehe dich, du bist kein Mensch, der auf halbem Wege stehen bleibt, du mußt tun, was du für richtig hältst!“

In diesem Augenblick wurde leise an die Tür geklopft.

Georges alter Diener stieß den Kopf durch die Spalte.

„Ein Herr möchte Sie sprechen!“

George brauste auf:

„Haben Sie nicht gesagt, daß ich nicht gestört werden will?“

Der Diener schüttelte den Kopf:

„Er sagt, es handelt sich um Miss Betty Glynn, man hätte ihm gesagt, die Dame sei hier!“

Der Diener sah mit fragendem Blick auf Ellinor.

„Wie sieht denn der Herr aus?“, fragte Eliot gespannt.

„Ach Gott, s' ist eigentlich noch gar kein Herr und sehr sein sieht er eigentlich auch nicht aus, eher so ein bisschen abgerissen!“

„Na, lassen Sie das Individuum mal reinkommen!“



Ellinor lehnte sich fest in Georges Arme:

„Du mußt hier bleiben!“

Leise öffnete sich die Tür. Eine Gestalt schob sich ins Zimmer.

„Jimmy“, rief Ellinor erfreut.

Jimmy ging mit seltsam steifen Schritten auf Ellinor zu, es war ihm, als schritte er zur Filmaufnahme, Ellinor kam ihm so fremd vor und dann irritierte ihn der fremde Mann, der sich so vertraut an Ellinor lehnte, als ob er zu ihr gehörte.

Er blieb stehen, die rechte Hand hielt er eisern auf dem Rücken. Mit einem Ruck warf er den Kopf zurück. Er war sich vollkommen bewußt, daß sich in den nächsten Sekunden der größte Moment seines bisherigen Lebens abspielen sollte, und er wollte keine Phrase sagen:

„Da bin ich, Miss Betty, und ich freue mich, daß es Ihnen anscheinend gut geht!“

„Jimmychen, wie kommst du denn auf einmal hierher, hast du keine Filmaufnahme, ich versiehe das alles nicht, aber ich bin froh, daß du da bist!“

Jimmy trat noch einen Schritt näher, jetzt kam der grebe Moment:

„Es hat sich ausgemischt, Miss Betty, man hat mich rausgeschmissen, richtig rausgeschmissen, ohne einen Cent auszubezahlen.“

Jimmy stützte einen Moment, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

Ellinor sah den Jungen ernst an:

„Armer kleiner Jimmy, das finde ich wirklich gemein, aber wir werden schon einen Ausweg finden!“

Jimmy hob den Kopf:

„Ja, es war eine Schriftigkeit, aber ich hatte einen satten Abgang, es war eine ganz große Szene, man hätte sie vom Fleck weg drehen können. Ich ging ganz allein über den großen Platz und der Regisseur und der Aufnahmeführer schimpften hinter mir her!“

Jimmy lachte in der Erinnerung.

Dann zog er das Gesicht wieder in ernste Falten:

„Was den Ausweg betrifft, so habe ich den gefunden: Ich gehe jetzt nach Hollywood!“

Jimmys Stimme barst vor Triumph. Ehe Ellinor etwas sagen konnte, fuhr er fort:

„Sie müssen wissen, Miss Betty, es gibt Leute, die laufen stundenlang neben ihrem Glück her, ohne es zu merken, aber auf einmal knickt es bei denen im Gehirn, und dann packt sie das Glück beim Kragen und lassen es nicht mehr los. Bei mir hat es vor einer Stunde geknackt und jetzt . . .“ er trat ganz dicht an Ellinor heran: „jetzt pack ich Sie zwar nicht beim Kragen, aber einen kleinen Gefallen müssen Sie mir jetzt tun, lassen Sie sich doch bitte von dem Herrn einmal einen Füllfederhalter und ein Stück Papier geben . . .“

Ellinor schüttelte lachend den Kopf:

„Gib her, George!“ Jimmy verzog keine Miene.

„So, nun schreiben Sie bitte folgendes: Ich bestätige hiermit, daß Jimmy Herv, bitte Herv mit einem v hinten, als Einziger berechtigt ist, die für mich ausgesetzte Belohnung in Höhe von 100 000 Dollar — die Summe bitte in Buchstaben — in Empfang zu nehmen, da es ihm in Anwesenheit von Mr. . . .“, er sah George fragend an.

George Wellton!“

Jimmy stieß einen kleinen Pfiff durch die Zähne.

„Also weiter: in Anwesenheit von Mr. George Wellton gelungen ist, meine wahre Persönlichkeit vor Ablauf des geplanten Termines zu entdecken. Als Unterschrift: Ellinor Stanley!“ *

Jimmy schnaufte ein wenig. Das war ein schwerer Satz gewesen.

Ellinor flog mit einem Jubelschrei auf:

„Jimmychen, Herzengeselle, ich bin ja so glücklich, daß hast du ja fabelhaft gemacht! Aber wie bist du denn auf die Idee gekommen?“

„Es hat eben geknackt!“, sagte Jimmy schlicht.

Ellinor wollte Jimmy freudestrahlend an sich ziehen, aber Jimmy trat einen Schritt zurück:

„Pardon, Miss Stanley, ich muß noch etwas sagen . . .“, er hielt Ellinor ein kleines Veilchen-

strauchchen hin, das er bis dahin auf dem Rücken gehalten hatte . . . „erlauben Sie mir, das ich Miss Lynn dieses kleine Veilchenstrauchchen zum Abschied schenke, Miss Ellinor Stanley erhält von mir einen ganzen Waggon Tropfen, sobald sich meine finanziellen Angelegenheiten geregelt haben . . .“

„Sag mal, Jimmy“, fragte Ellinor nach einer Weile, als sich die erste Freude gelegt hatte, „warum haben dich die Filmleute eigentlich rausgeschmissen?“

Jimmy sah einen Moment lang von der großen Schüssel wunderbar belegter Brote, die man ihm vorgesetzt hatte, auf. Mit verklärten Blicken schaute er Ellinor an:

„Warum? Damit ich die Weltmeisterschaft im Wettkampf um Ellinor gewinnen konnte!“

— Ende! —

Oktoberabend.

Ein zarter Schattenschleier hüllt
Den schmalen Feldweg leise ein.
Des Tages Wirken ist erfüllt
Und friedlich will die Erde sein.

Und singend streift der kühle Wind
Durch eine frühe Dunkelheit.
Und alle kleinen Dinge sind
Wie ausgelöscht aus Raum und Zeit.

Die Lichter grüßen aus dem Tal
Wie Freude, liebreich und beglückt.
Der Sterne wundergroße Zahl
Hat schon den Himmel schön geschmückt.

Franz Cingia

Der gelbe Van stört unsern Frieden

Von Kaptn S. E. Raabe.

In Jersey City lebt im Ruhestand ein alter Seefestädtan namens S. E. Raabe. Er hat viel erlebt in seinem langen Raubhändlerleben, das er schon mit 13 Jahren begann, da er aus der Schule in Hamburg fortließ. Der tüchtige, rauhbeinige Junge kam in seinem etwas anrüchigen Beruf schnell vorwärts, ein halbes Jahr später war er bereits zweiter Offizier. Auf Drängen seines Freundes Ted London erzählte er nun in einem schauerlich-schönen Buche „Kannibalennächte. Abenteuer eines Raubhändlers in der Südsee“ (Brockhaus, Leipzig) seinen wildbewegten Alltag mit Menschenfressern, Strandräubern und Perlensuchern, blutige Kämpfe mit Freund und Feind. Wir drücken aus dem Buch, das wohl eins der letzten seiner aussterbenden Gattung ist, ein Kapitel ab:

Langweilige, ereignislose Wochen folgten. Es wurden noch einige Perlenschnüre entdeckt und gegen Messer oder andere weniger nützliche Kleinodien oder auch gegen Rum eingetauscht. Das Perlentischen war nicht sehr aufregend, außer, wenn eine Begegnung mit einem Haifisch, einem Riesenoktopus oder einem Stachelrochen stattfand. Trotz dieser Zwischenfälle verloren wir keinen Mann, obwohl die Tanubänke mit ihren zahlreichen tiefen Spalten und vorgelobten Rissen von Seeungeheuern wimmelten.

Unsere Malaitataucher erwiesen sich als ausgezeichnete Kapitalanlage und zwischen ihnen und den Guas schien keine Feindschaft zu herrlichen, so lange sie friedlicher Beschäftigung nachgingen.

Sie brachten uns einige wundervolle Stücke von Perlenschalen heraus, die in diesen jungfräulichen Gründen zu außerordentlicher Größe gediehen waren. Die Größe bestimmte ihren Wert.

So oft sich Gelegenheit bot, tauchten auch wir von der regulären Mannschaft. Wir waren alle glänzende Schwimmer, und Kathrin stand keinem nach. Sie liebte diese Art Leben und schwamm wie eine Meermaid. So vergingen mehrere Wochen wie ein Tag in dieser heiteren, sorgenfreien Welt, in der wir völlig ungestört lebten. Allmählich verminderten sich unsere Vorräte von Tauschwaren im Laderaum und machten wertvollerer Ladung, Perlschalen, Korallen, Eben- und Sandelholz, Plak. Der sich anhäufende Reichtum an Perlen begann ein großes Vermögen darzustellen.

Hauptling Ugu war ein großer Strategie. Seine Geschichte Politik hatte die Eingeborenen überzeugt, daß sie besser

Stoff ist nicht
anderer und
empörte sich
als Kapitän.
Das ist nicht
längst nicht
ausgeführt.
Wort von der
ausgeprägten
ökonomie ge-
heben.
ist höchst
der Wirtschaft
gang der
verant-
sicherung
tatter zu
erzielen.
hieses S. D.
men. zweifelt
wieder. I.
der jaft o.
Experimenten
der Berat.
nicht sein
auch feind
er greifbar
hört auf
hag ja eben
die Groß-
trophe n.
Erleidende
gungenh
und die
Gegenteile
Gott zu
die Unfor
dannals l.
einer P.
nachgram

dabei waren, nur aus mit uns zu neuen, als uns zu be-
kriegen. Er versprach uns sogar, daß unsere Malaitas auch
nach unserer Abreise ungefährdet auf der Insel verbleiben
können.

In der Tat, Friede hatte sich über die vorher so blutige
Küste gebrettet in einem Maß, daß Kapitän McPurden und
Kennedy mißtrauisch wurden und irgendein unvorher-
gesehenes, schlimmes Ereignis erwarteten, ehe wir unser
Unternehmen zu Ende bringen könnten. Es war sicher eine
abenteuerliche Reise.

Sieben Wochen waren in Frieden und Eintracht ver-
flossen. Der Morgen leuchtete schön und klar, nachdem ein
heftiges Unwetter in der letzten Nacht niedergegangen war. Unsere Tauchermannschaft war in den Kanus unterwegs
nach den Bänken. Der Kapitän und Kennedy sahen in
Stühlen auf dem Kajütedeck und rauchten ihre Frühstückspfeife. Ich ging rauchend auf dem Heckdeck auf und ab in
Erwartung Kathrins, die mit mir nach den Bänken fahren
wollte. Gutmütig lachte ich, als mich der Kapitän und der
Steuermann mit jugendlicher Verliebtheit neckten.

Plötzlich unterbrachen sie die Scherze. Kennedy fixierte
eine Stelle am Horizont, zeigte darauf hin und sagte zum
Kapitän: „Verdammt, das sieht aus wie ein Segel, Kapitän.“

Der Kapitän sah nach der bezeichneten Richtung. „Ja,
sicher, aber es ist kein Schoner, es sieht eher nach einem Rah-
Segel aus.“

„Wahrscheinlich eine Dschunke! Aber, was zum Teufel,
hat eine Dschunke hier zu suchen!“

Piraten, dachte ich sofort.

„Hol' mir mein Glas, Harry“, befahl der Kapitän.
„Es ist auch keine Dschunke. Ich glaube, ich kann die Rad-
tugel von Vor- und Achtermast erkennen. Das muß ein
Brigg-Schoner sein.“

Ich reichte ihm das Telefon. Er richtete es auf die
fragliche Erscheinung, nickte und murmelte: „Es ist sicher
eine Brigantine, Kennedy — sehen Sie selbst.“

Dann ist es die „Tinacula“, sagte Kennedy, indem er
das Glas nahm. „Das ist sicher der verdammte, boschafte
„Ban“. Welche andere Brigantine sollte auch hier auf-
tauchen.“

„Das habe ich auch gedacht“, sagte der Kapitän resigniert.
„Ban Asvelt auf dem Amselfang! Ich ahnte, daß alles zu
gut ging, um dauern zu können.“

Der Name kam mir bekannt vor. „Kapitän“, sagte ich,
„ist das der Mann, der Polly an Bord hatte?“

„Das ist er“, brummte der Kapitän, „und es gibt keinen
größeren Schurken als ihn. Nicht wegen des Amselfangs,
das ist nicht so schlimm. Da ist zum Beispiel Oliver. Er ist
auch ein Amselfänger, aber er hat noch so etwas wie ein
Gewissen. Dagegen dieser Bursche Ban — na, was der an-
fängt, ist immer faul!“

„Ja“, fügte Kennedy hinzu, „und wenn er jetzt hier
hereinkommt und das gute Werk, das wir getan haben, ver-
derben und die Männer wieder gegeneinanderhetzen kann,
dann sitzt er richtig im Jetz.“

„Nun“, fuhr es mir heraus, „können wir ihn nicht weg-
jagen, wir waren doch zuerst hier.“

„Uau kann“, sagte Kennedy zischend, „er und die andern
Häuptlinge, aber das bedeutet Blutvergießen.“

Da kam Kathrin dazu. Sie hatte die letzten Worte ge-
hört und sah uns beunruhigt an. „Was ist los“, versuchte
sie zu scherzen. „Es sieht aus, als ob das Achterdeck Kriegs-
rat hielte. Warum diese grausamen Reden über Blutver-
gießen und solche Dinge an einem so schönen Morgen?“

„Es kommt von dort“, sagte ich und deutete auf die Bri-
gantine, deren Fock jetzt am Horizont erschien.

„Ja, kleines Fräulein“, lagte der Kapitän betrübt, „kann
sein, daß Sie jetzt etwas von der „Torano“ zu hören be-
kommen, denn der gelbe Hund, der da auftaucht, gehört zu
dem Kleeball Bullseye, Ban Asvelt und Dundee Mile —
die Tricolore der Südsee, wie Leutnant Cuet von der
„Buvet“ sie nennt — schwarz wegen Bullseye, gelb wegen
Ban und rot wegen des rothaarigen Mile. Die Franzosen
machen alle Anstrengungen, Mile von den Marielas-Inseln
fernzuhalten, aber hier ist keine Regierung, deshalb drückt
er sich in dießen Gewässern herum.“

„Ja“, sagte sie mit sornigen Augen, „Kapitän Dundee
hatte richtig rote Haare!“

Alle vier beobachteten wir nun die Brigantine, die auf-
kreuzte; Landwind wehte, sie hatte also den Wind von vorn.
„Es ist zweifellos die „Tinacula“, sagte Kennedy.

„Ich will an Land gehen und Ugu und seine Herrenmeister
aufzusuchen“, sagte der Kapitän und sprang von seinem Stuhl
auf. „Hänge zwei Gewehre über, schide vier von den Land-
streichern in den Kutter, Harry, und bring' mich an Land.“

„Darf ich auch mit, Kapitän?“ fragte das Mädchen,
„das gleich den Unterschied gegen die vier Häuptlinge
besser aus.“

Sie übte immer einen besänftigenden Einfluß auf
McPurden aus.

„Um blutdürstige Verabredungen mit anzuhören“, lachte
er gütig und lächelte ihr auf die Wangen. „Treulich können
Sie mitkommen, Sie bringen immer Glück.“

„Ihr macht mich so eingebildet, daß ich keinen passenden
Hut mehr finden werde, wenn ich nach Hause komme“, lachte
sie, als ich ging, um die Bootsmannschaft zu holen.

Ehe unser Boot mit dem widerlichen Strandräuber-
Quartett bemannit war, kam Ugu mit neun bewaffneten
Eingeborenen auf den Strand heruntergerannt. In größter
Eile bestiegen sie eins der großen Kanus und paddelten auf
uns zu. Wir sahen, daß sie sich in größter Aufregung be-
fanden. Sie redeten unaufhörlich beim Paddeln. Schon in
einer Entfernung von 100 Meter stellte sich Ugu an den Bug
und rief: „Tabu, tabu“, und deutete auf die Brigantine, die
nun am Horizont deutlich sichtbar war.

„Tabu“, bestätigte der Kapitän zischend und lud sie ein,
an Bord zu kommen. „Tinacula“ immer tabu“, versicherte
er, als sie so aufgeregt an Den flatterten, daß zwei sich am
Drahtverhau wund rissen und Kathrin Samariterin spielen
und sie verbinden mußte.

„Schießen“, schrie Ugu aufgeregt und schwang seine neue
Flinte. Che wie es uns versäumen, feuerte er einen Schuß
nach der Brigantine ab. Er hätte ebenso gut nach dem Mond
sprechen können, denn der Abstand war noch viel zu groß für
die Tragweite seines Gewehrs.

Seine Kameraden waren so erregt, daß sie einen Kriegs-
tanz auf Den aufführten.

Diese Vorführung der jetzt bis zu den Zähnen bewaff-
neten Wilden verursachte bei den Leuten im Vorderdeck große
Bestürzung. Bis jetzt waren sie zu nichts anderm zu ge-
brauchen gewesen als zum Reinigen und Verschauen der
Ladung.

Nun kamen zwei weitere mit Kriegern bemalte Kanus
heran. Das Unwetter zog sich rasch zusammen. Sie waren
alle auf dem Punkt, vor Kampfeslust aus der Haut zu
fahren. Es hatte allen Anschein, als ob sie mit der auf-
kommenden Brigantine von früher her noch ein Hühnchen zu
rupfen hätten, und sie beeilten sich, uns zu verstehen zu
geben, daß sie uns als ihre Verbündeten betrachteten.

Glücklicherweise befand sich in einem der Kanus unser
würdiger Freund mit der Angströhre, dessen meisterhafte
Überzeugungskunst es uns schließlich ermöglichte, die über-
eifrigen Krieger etwas zu beruhigen. Wir machten ihnen
begreiflich, daß wir sie im Fall eines Amselfang-Streifzugs
den sie befürchteten, weit wirksamer unterstützen könnten,
wenn sie an Land gingen und sich dort in einen Hinterhalt
legten, als wenn sie bei uns an Bord waren. Damit waren
sie endlich unter der Bedingung einverstanden, daß wir
unsern Schwur erneuerten: „Bruder mit schwarzen Kerls zu
bleiben.“

Unsere Regulären, die zur Beaufsichtigung der Taucher
nach den Bänken gefahren waren, mußten bemerkt haben,
daß etwas Verdächtiges vorging, denn wir konnten sehen,
wie die Boote und Kanus zurückkamen, so schnell, als Ruder,
Paddel und Segel es erlaubten. Zehn Minuten, nachdem sie
unsern Bord erreicht hatten, ankerte die „Tinacula“ — denn
sie war es wirklich — einige hundert Meter von uns entfernt
zwischen uns und der Küste.

Welt u. Wissen

Bienen als Chemiker. Die Biene als Hersteller von
Honig, eines der ältesten Lebensmittel, bekanntlich ein Nah-
rungsmittelchemiker ersten Ranges und als Erzeugerin von
Wachs zugleich Stammutter der Kerzenfabrikation, hat in
diesem Sommer eine neue chemische Erfindung gemacht. In-
folge der allenthalben, auch in den Vereinigten Staaten
herrschenden Trockenheit fanden Bienen in Pennsylvania
nicht genügend Blütenzelte zur Nektar- und Honiggewin-
nung und verteilten dabei auf einen eigenartigen Ausweg:
Sie benutzten Fichtenharz als Bau- und Nahrungsmittel. Die
Sache kam dadurch heraus, daß ein pennsylvanischer Land-
wirt sich über das sonderbare Aussehen seines diesjährigen
Honigs wunderte und einen der bekanntesten amerikanischen
Chemiker, Professor Sudion, um eine Untersuchung der
Honigstückchen bat. Dieser stellte zusammen mit dem Privats-
dozenten der Budapest University Dr. J. Vasco fest, daß
die Bienen durch Benutzung eines anderen Rohstoffes einen
bisher völlig unbekannten Zucker fabriziert hatten, dem die
beiden Gelehrten den Namen Tukanoje gaben. Aus dem
Honig dieser Bienen stellten sie im ganzen ein Kilo weißen
raffinierten Neuzunders her. Da in den Vereinigten Staaten
nun einmal jede Sache einen zahlenmäßig genau bestimmten
Wert haben muß, so wurde der Wert dieses Kilos Tukanoje
amerikanischen Blättern zufolge, mit 20 000 Dollar angesetzt.

Die Welt der Frau

Nein oder Ja — nicht erst „Nein“
und dann „Ja“!

Ein Kapitel über Konsequenz in der Erziehung.

„Mitti, darf ich auf die Straße hinunter!“ fragt die kleine Lieselotte ihre Mutter. „Nein, es ist zu kalt heute,“ ist die Antwort, „und außerdem sehe ich es nicht gerne, wenn Du auf der Straße spielst!“ „Ach Mitti, es ist ja gar nicht kalt! Ich kann ja mein Mäntelchen anziehen!“ „Trotzdem — ich mag's nicht haben!“ „Mitti, ich nehme mich schon in acht vor den Autos — las mich doch hinunter!“ „Rein hab' ich gesagt, und dabei bleibt es! Gib dir keine Mühe mehr!“ Die Kleine geht schmollend in ihren Spielwinkel zurück, und die Mutter beugt sich wieder über ihre Arbeit. Doch schon tut ihr die eigene Strenge leid. Schließlich — warum soll das Kind nicht draußen spielen, wie die anderen auch? In der Stube sitzen kann man noch lange genug, wenn der Winter erst da ist. Und wahrscheinlich ist es wirklich nicht so kalt. . . Einige Minuten des Überlegens dann heißt es: „Lieselotte, du kannst doch ein bisschen hinunter gehen! Aber — und nun folgen die Verhaltungsmaßregeln, die Lieselotte freudlich zu beachten verspricht. Voller Freuden hüpft sie davon, und die Mutter steht ihr lächelnd nach, ohne daran zu denken, daß sie soeben einen der folgenschwersten Erziehungsfehler begangen hat. Wenn sie das nächstmal ein Verbot erlässt, wird Lieselotte es nicht mehr ernst nehmen. Mit der Figidigkeit und scharfen Beobachtungsgabe des Kindes wird sie erfaßt haben, daß man mit einem Parlamentieren und Betteln bei der Mutter etwas erreichen kann, und damit ist dem so beliebten „Quälen“ Türl und Tor geöffnet.

Ein anderes Bild: Lieselotte (es kann auch Anneliese sein oder Grete, oder Inge) steht mit ihrer Mutter vor dem Schaufenster einer Konditorei. „Mitti, kauf mir doch ein Stück Torte!“ heißt es alsbald, aber die Mutter wehrt ab. „Wir haben kein Geld! Du wirst dir den Magen verderben! Alltags kaufst man keine Leckereien!“ Mit diesen und ähnlichen Argumenten sucht sie ihre Ablehnung zu bestätigen, aber das Ende vom Liede ist doch, daß sie die erbetene Torte bewilligt. Ja, sie krönt noch dies Werk ihrer Inkonsistenz, indem sie warnend hinzufügt: „Aber wirklich nur dies eine Stück!“ Was ist wahrscheinlicher, als daß sie sich auch noch ein zweites oder drittes oder eine Tafel Schokolade abschmeicheln läßt?

Eine andere Form der mütterlichen (und nicht selten auch der väterlichen) Inkonsistenz ist die der Drohung, die nachher nicht ausgeführt wird. „Wenn du das nächstmal nicht vorsätzlich zu Tische da bist, bekommst du kein Essen!“ heißt es zum Beispiel. Natürlich verpielt Fräschchen oder Hans oder Max wenige Tage darauf wieder die Zeit und kommt mit Verspätung zu Tische. In 99 von hundert Fällen heißt es dann: „Eigentlich solltest du ja jetzt nichts bekommen — aber diesmal noch.“ Und in Fräschchen lebt sich die Überzeugung fest, daß nichts so heilig gegeffert wird, wie's getoht wird. . . Wenn wir Verbote erlassen, sollten wir uns vorher genau überlegen, ob und warum wir dies tun und ob wir gewillt und imstande sein werden, unser Verbot aufrechtsuerhalten. Gewiß sollen wir namentlich dem größeren Kinde gegenüber, dem schon mit Vernunftgründen beizutreten ist, unser Verbot motivieren, aber niemals darf diese Begründung der schwache Punkt sein, an dem das Kind sozusagen einhaken kann, um seinen Willen dennoch durchzusetzen. Niemals auch sollten wir uns von augenblicklichen Stimmungen leiten lassen und aus einer Unnachmäßigung heraus verbieten, was wir eine Viertelstunde früher oder später erlaubten. Niemals auch sollte man ein Verbot, eine Erlaubnis oder eine Strafe mit Bedingungen verknüpfen, s. B. „wenn du mir dies oder jenes vom Kaufmann holst, erlaße ich dir die Strafe.“ Durch solche Inkonsistenz erziehen wir die Kinder zum „Handeln“, zum „Erschleichen“ von Vorleidern oder günstigen Momenten, zur Unaufrichtigkeit. Und solche Inkonsistenzen legt den Grund zu dem späteren so unerquicklichen Zustande, daß einem die Kinder „über den Kopf gewachsen“ sind.

Eure Rede sei „Ja, ja!“ oder „Nein, nein!“ Was darüber ist, das ist vom Übel! Selden hat dieses Übelwort soviel Geltung, als in bezug auf Verbot und Erlaubnis in der Erziehung unserer Kinder, und es sind namentlich die Mütter, die dieses Wort nur allzu oft und leicht vergessen!

Gymnastik in der Jugend, wie im Alter.

Die Entwicklung körperlicher Anlagen und Fähigkeiten ist einer der größten Vorteile, die aus gymnastischer Arbeit erwächst. Bei jungen Mädchen werden vor allem die Entwicklungsjahre gesundheitlich überbrückt. Der Hausfrau soll die Gymnastik die Einheitlichkeit ihrer Arbeit und Pflichten erleichtern und ausgleichen. Die Frau über vierzig leidet oft an unerwünschten Erscheinungen, die hervorgerufen werden durch das Verlöschen der Tätigkeit bestimmter Drüsen. Auch hier ist es Gymnastik, die der Frau Hilfe schafft. Im höheren Alter soll die Gymnastik jede Überanstrengung von Hals und Ringe vermeiden, dagegen für gute Durchblutung des ganzen Körpers Sorge tragen, und durch bewußten Wechsel zwischen Spannung und Entspannung die Elastizität der Muskulatur zu verbessern und dann zu erhalten. Ist doch die Elastizität und Beweglichkeit ein untrügliches Zeichen wirklicher Gesundheit und Jugendfrische. Aber für den Berufstätigen ist die Gymnastik außerordentlich wertvoll und das Beispiel großer Betriebe, die ihren Angestellten während der Dienstzeit Gelegenheit zu Gymnastik bieten, ist sehr zu begrüßen. Der heutige Mensch hat die Wichtigkeit der körperlichen Ausgleichsarbeit erkannt und es ist seine Pflicht, den schädigenden Einflüssen der Berufssarbeit und der nervösen Dasein des Erwerbslebens zu begegnen, indem er seinen Körper durch Gymnastik stärkt und so seine Lebenskraft erhöht.

Neue Zeitschriften.

Im SDA-Verlag Elsner u. Co., Berlin SW. 68, ist eine neue Frauenzeitschrift mit dem Titel „Das Heft“ erschienen. Die Zeitschrift, die achtmonatlich erscheinen soll, ist reich bebildert, außen und innen bunt, frisch und lebendig geschrieben. Vorpostenpzäntel, kleine Indiskretionen aus der Strategie der Liebe; Sei du auch in deinem Heim; Eine moderne Frau erbt alle Spiken; Praxis der Geselligkeit; Was singt man im Oktober; die neuen Schlager; Der Toilettenstil der Frau; Schopenhauer nimmt alles zurück; Lebensstragen, Briefe eines Philosophen an ein junges Mädchen. Selbstverständlich fehlt auch die Mode nicht.

Im Oktoberheft der Frauenzeitschrift „Die neue Linie“ behandelt ein Brief aus Paris die „neue Linie“ der Mode: am Abendkleid, am Mantel, am Nachmittagskleid. Die Dame im Pels, ja sogar „Die Dame im Dessous“ steht im Zeichen dieser neuen Linie. Der Reiseteil desselben Heftes erhält seinen Mittelpunkt durch einen Aufsatz von Paul Fechter über die Rheinlandschaft. Otto Flake äußert sich in einem klugen Essay über die Frau, wie wir sie uns wünschen, Beiträge über gesundes Sieben und Wohnen und die leichten Sonnenstage im Freien, sowie über das Heim der Junggesellin zeigen die Möglichkeit vorbildlicher Wohnungseinrichtung. (Verlag Otto Bever, Leipzig.)

Die „Neue Haushirtschaft“, die von Dr. Erna Meyer herausgegeben wird (A. Thienemanns Verlag, Stuttgart) unternimmt in dem soeben erschienenen Heft 9 einen energischen Schritt zur Durchsetzung günstigerer Tarife für Gas und Elektrizität. Alle Probleme des Haushalts und seiner Führung werden auf das Gründlichste durchdacht und alle Hilfsmittel, die Technik und Organisation ermöglichen, und Ratshilfen für die Haushaltbuchführung, Geldeinteilung, günstige Methoden des Einkaufs, Gesundheits- und Ernährungsfragen, insbesondere auch Zeiteinteilung, Tages- und Wochenpläne sind für jede Hausfrau wertvoll. Alle praktischen Neuerungen in der Haus- und Wohnungseinrichtung werden in Wort und Bild veranschaulicht.

Praktische Winke für die Hausfrau.

Wie konserviert man Eier? Um Eier längere Zeit aufbewahren zu können, müssen sie vor allem frisch und nicht schon etwas angebrüttet sein. Um sie 2—3 Monate gut zu erhalten, schichtet man sie in mit Kochsalz gefüllte Kistchen oder Töpfe ein. Auf dem Boden des Töpferes muß eine mindestens 1 Zentimeter dicke Salzschicht liegen. Die Eier dürfen weder den Boden und die Wände des Gefäßes noch sich gegenseitig berühren. Wenn immer möglich, muß man es einrichten lassen, daß das Gefäß alle 2—3 Wochen umgedreht werden kann, sonst reißt der Dotter leicht los und kommt direkt an die Eierschale zu liegen, was ein rascheres Verderben zur Folge hat.